

Nr. 49. Bromberg, den 28. Februar 1929.



(13. Fortsetzung.)

Nein, eifersüchtig brauchte sie nicht zu sein.

Sie sah stolz, froh und von Herzen glücklich in seine flammenden Augen. Er war ja ihr Mann!

Auch Wetters Gesicht war hell und licht.

Sohr irritierten ihre Blicke. Das Erwartungsvolle in ihnen! Er hatte sich gehen lassen. Es ärgerte ihn. Er zeigte nicht gern, wie er fühlte. Der Anteil, den er trotz allem an Wetter und dessen Frau nahm, war eine Sache, mit der er in sich fertig werden mußte

Er hatte sich im Moment in der Gewalt, als er fortzufahren begann:

„Also hören Sie weiter. Ich habe bei dem Hypothekenkauf natürlich gehandelt."

Carla lächelte.

„Und wie!" sagte sie.

„Sündhaft", gab er zu. „Dreizehntausendfünfhundert Mark habe ich den Herren Warburg und Genossen abgeknöpft. Auch Liebetrau hat mit einigen Tausend daran glauben müssen. Ein Verwandter zwar, aber es ging nicht anders. Auf das Geld verzichte ich natürlich. Im Unglück anderer wasche ich mir die Hände nicht. Das ist von wegen der Sauberkeit, Herr Wetter. — Zweitausendfünfhundert Mark sehe ich für Ihren Bruder vor, elftausend für Ihre Schwägerin. Selbstverständlich nehmen Sie das Geld für Ihren Bruder in Verwahrung Sie können ihm gegenüber davon sprechen, brauchen es aber nicht. Zum Vertrinken habe ich es den anderen nicht abgetrotzt. Vielleicht gebe ich Ihnen gelegentlich einen Typ. Wir wollen sehen, daß wir Ihren Bruder wieder auf die Füße stellen können."

Bang und zögernd fragte Wetter:

„Glauben Sie, daß wir es können werden?"

„Wir haben die Pflicht es zu versuchen!"

„Pflicht? – Ja ich! Aber Sie doch nicht, Herr Sohr."

„Doch! Ich auch! Wir alle haben diese Pflicht, die wir in unseren Frauen, in unserer Ehe, in unseren Kindern das Glück fanden Auf daß es uns gelingen möge, Herr Wetter!"

Er hielt ihm sein Glas hin.

Und als Wetter das seine zu Mund führte, fielen zwei Tränen hinein.

Die waren geweint aus Dankbarkeit und Freude.

12.

Sohr und Meyer hatten die formalen Unerläßlichkeiten des Hypothekenkaufes erledigt. Auch die finanzielle Seite war geregelt. Meyers Händedruck war sehr intensiv gewesen, als er sich von Sohr verabschiedet hatte.

Nun fuhr dieser zu Grete Wetter. Dort war ja Bericht zu erstatten und dann war nachzufragen, wegen jenem Spaziergang mit Claus. Es war so etwas wie ein leises Mißtrauen zu beseitigen.

Sohr traf Grete Wetter zum Ausgehen bereit.

„Wenn Sie dringende Verabredungen haben, Frau Wetter, lassen Sie sich bitte nicht abhalten. Ich komme wieder", sagte er zwischen Tür und Angel.

Grete aber bat ihn ins Zimmer.

„Er wird mir nicht böse sein, wenn ich ihn einmal warten lasse", sagte sie und legte Hut und Handschuhe beiseite.

„Er?" fragte Sohr. „Darf man gratulieren?"

Mit einem sehr feinen Lächeln um den herben Mund, antwortete sie:

„Sie dürfen es! Es ist immer des Gratulierens wert, wenn eine Frau in meinen Jahren auf einen viel jüngeren Eindruck zu machen vermag. — Ich wollte Claus vom Kolleg abholen."

Sohr kniff die Augen zusammen. Es sah aus, als ob ihn die Sonne blende.

„Ist er der jüngere, auf den Sie Eindruck machten?" fragte er.

„Ja", gab sie zurück. „Und ich bin glücklich darüber. In seinem und Ihrem Interesse darf ich es sein."

„Ich verstehe nicht ganz, Frau Wetter."

Die sah ihn schelmisch unter den langen Wimpern hervor an.

„Nicht ganz", wiederholte sie, „also doch zum Teil." Dann drohte sie ihm mit dem Finger. — „Sie haben einen — einen —", sie besann sich, wollte den Gast nicht verstimmen und sagte: „— einen reichlich flotten Jungen, Herr Sohr."

„Einen leichtsinnigen, meinen Sie."

„Da Sie es selbst zu wissen scheinen: Ja! Einen fabelhaft leichtsinnigen! Einen richtigen Bruder Lustig."

Sohrs Stirn hatte sich umwölkt. Er sah gequält auf seine gefalteten Hände, auf denen die Adern wie dicke, blaue Strähne lagen. Mit dem Zeigefinger strich er mechanisch darüber hin, als ob er sie zerteilen, glätten, wegwischen könne.

„Ich wollte Ihnen nicht weh tun, Sohr" sagte sie leise, als sie sein müdes und doch besorgtes Gesicht gewahrte. „Ich bin Ihnen so viel Dank schuldig —."

Da fiel ihr Sohr ins Wort.

„Dank? Unsinn — entschuldigen Sie den Bauern — Dank, für was denn? — Daß Sie meinetwegen leiden, von Haus und Hof mußten, daß ich Ihnen die Klitsche wegnehme, daß Sie in diesem Büdchen ein gewiß ruhiges aber ebenso gewiß freudloses Dasein führen, dafür Dank?! Um Gotteswillen! Alles andere wäre natürlicher."

„Sie sind bitter, Herr Sohr und ungerecht außerdem."

Um ihren Mund zuckte es. Sie war dem Weinen nahe.

„Nehmen Sie meine Worte nicht tragisch", bat er. „Ich wehre mich gegen Gefühle, Gedanken und Stimmungen. Wehre mich! Werde ihrer nicht Herr. Kann mir nicht helfen. Ich weiß, man soll keine Stimmungen haben. Soll! Aber man hat sie!"

„Haben Sie Ärger gehabt?" fragte sie teilnehmend.

„Im Gegenteil! Ich kam wohl besorgt, aber doch auch mit Freude hierher."

„Und die habe ich ausgelöscht!"

„Sie nicht. Nein! Der Lausbub, dieser — dieser —."

Er schwieg, dachte an die tausend gegebenen Versprechungen, an die tausend gebrochenen! Dachte an das Weib, das geschminkte, das er bei ihm auf der Schreibtischplatte füßebaumelnd gefunden hatte und dachte an die, die in Niederneidberg auf ihn vertraute, weil sie seine Braut war.

Das sah Grete: der ihr hier gegenübersaß, hatte auch sein Päckchen zu tragen! Ihre Stimme rief ihn aus Fernen zurück.

„Er ist nicht schlecht", sagte sie, „wirklich nicht schlecht."

„Davon war ich einmal überzeugt. War! Bin es nicht mehr. Leider! Und das ist das Betrübende. Das Vertrauen ist weg. Ich glaube ihm nicht mehr."

„O Gott —"

„Es ist so. Aber lassen wir es. — Erzählen Sie, bitte, von ihm. Erzählen Sie, wie und wo Sie ihn trafen."

„Ich sah ihn auf der Straße mit einem Mädchen", gab Grete Auskunft. „Mit einem unmöglichen Mädchen. Ich wußte, daß er verlobt ist, dachte aber nichts Schlimmes. Es konnte ja eine zufällige Begegnung sein. Da ich ihn aber wenige Tage später mit demselben Mädchen wieder sah, war mir alles klar. Nun ging ich ihm zu Gefallen. Er war sehr erfreut, mich zu sehen. Er sagte das wahrscheinlich nur so. Ich aber war es wirklich. Ich lud ihn zum Kaffee. Er kam. Ich ging mit ihm aus. Ich holte ihn auch vom Kolleg ab, überhaupt tat alles, um ihn von jenem Mädchen abzubringen. Es dürfte mir geglückt sein, denn jetzt macht er mir den Hof. Alle diese Blumen hier sind von ihm."

Sohr lächelte. Dann nahm er Gretes Hand. Er war so froh. Der Junge war ihm doch mehr ans Herz gewachsen als er glaubte. Und war doch gar nicht sein Junge.

„Ich muß Ihnen danken. Aufrichtig und herzlich danken", sagte er, „muß Ihnen unschöne Gedanken abbitten", setzte er leiser hinzu und küßte die Hand.

Grete schloß die Augen. Nur den Bruchteil einer Sekunde lang. Dann hatte sie Wunsch und Begehren überwunden.

„Ich freue mich Ihres Vertrauens", versicherte sie. „Ich werde es nie mißbrauchen."

Da nickte er ihr zu.

„Sie Gute", sagte er weich, stand mit einem Ruck auf und ging zum Fenster.

Dort blieb er lange schweigend stehen.

Grete störte ihn nicht. Sie wußte, daß etwas in ihm war, mit dem er fertig werden mußte. Es war ja auch in ihr gewesen.

Von Versuchungen ist kein Sterblicher frei. Selbst unser Heiland war es nicht.

Der dort am Fenster stand, werde mit sich ins Reine kommen. Er und sie würden sich nicht schämen, nicht die Augen senken müssen. Nie! Für sie gab es jenen einen Tag gelebt im Paradiese nicht, von dem man sagt, er sei zu teuer nicht mit dem Tod bezahlt. Selbstbetrug der Schwachen! Für sie und ihn hätte es ein freudiges Bekennen geben können für die Ewigkeit. Für Stunden nicht!

Der Starke fürchtet nur eines: Das ist die Schuld. Er überwindet sie!

Langsam wendete sich Sohr vom Fenster ab. Langsam kam er auf Grete zu. Blieb vor ihr stehen, sah sie an groß und voll. Dann nahm er ihren Kopf in beide Hände.

„Sohr", wehrte sie leise.

„Laß mich", sagte er ebenso und küßte sie auf die Stirn. „Nun ist eingesargt und begraben was tot sein muß zwischen uns. Vorbei ist es und steht nie mehr auf. — Und gedankt will ich Ihnen auch haben für Ihre Liebe und Güte."

Innerlich frei und erleichtert setzte er sich wieder an den Tisch und bat auch Grete Platz zu nehmen.

„So", sagte er, „nun kann und darf ich auch von geschäftlichen Dingen reden."

„Muß das jetzt sein, Sohr?" fragte sie.

„Ja, es muß," bekräftigte er.

„Dann lassen Sie mich wenigstens eine Tasse Tee bereiten. Es plaudert sich besser beim Singen des Samovars. Und bitte, hier — bedienen Sie sich. Es ist Claus' Lieblingsmarke."

Sie schob ihm ein gehämmertes Messingkästchen mit Zigaretten hin.

Sohr entzündete sich eine davon und sah Grete zu, die den Tee bereitete. Sie tat das betulich, fast mütterlich und er verstand seinen Jungen, wenn er gern zu ihr kam.

„So fraulich, so lieb, so sauber," dachte er, „und dieser Wetter läßt sich fallen statt zu kämpfen, gibt auf, statt zu erobern, zerbricht am ersten Widerstand! Ein Mann! Lieber Himmel — ein Mann! — Was alles so heißt! Was alles so herumläuft! Es ist zum Weinen."

„Was denken Sie eben?" fragte Grete, als sie sein sonderbares Gesicht sah.

„Muß ich das sagen?"

„Ich hätte es gern gewußt."

„An Ihren Gatten dachte ich."

„Dann stimmte das Gesicht zu dem, was Sie dachten. Ich will nicht wieder nach Ihren Gedanken fragen."

„Aber ich will bei Ihrem Gatten verbleiben, um auf das Geschäftliche zuzukommen. — Ich habe ihm fünftausend Mark zugedacht."

Grete wandte sich um.

„Zugedacht? — Fünftausend Mark? — Von was?"

„Vom erhandelten Nachlaß aus dem Hypothekenkauf."

Sie trat zum Tisch, brachte zwei gefüllte Schalen und setzte den Zucker vor Sohr hin.

„Ist das nicht zuviel zum Vertrinken?" fragte sie und ließ sich in den Sessel gleiten.

„Die Hälfte nur bekommt er in die Hand. Die andere hat sein Bruder in Verwahrung, vorausgesetzt, daß Ihnen das recht ist."

„Sie tun nichts ohne Absicht," sagte Grete, „wollen Sie mich bitte unterrichten."

Und Sohr klärte sie auf über alles, was er getan und alles, was er noch zu tun gedachte. Er verschwieg ihr auch nicht des Schwagers Herzensnöte und nicht, was er mit ihm vereinbart hatte.

„Ich glaube, daß Ihr Mann zur Besinnung kommen wird," schloß er. „Es geht niemand von Haus und Hof, ohne im tiefsten Innern erschüttert zu sein. Der Augenblick wird kommen! So gewiß kommen, wie wir uns gegenübersitzen. Ich empfinde ihn in seiner ganzen Furchtbarkeit. — Und da meine ich — sollte er — nicht allein sein. Er sollte seine Frau an seiner Seite finden."

Was war das?

Grete faßte es nicht.

„Mich?!" rief sie. Das war wie ein Schrei.

Zwei entsetzensvolle Augen starrten ihn an. Augen voll Schrecken und Angst. Und voll Verzweiflung!

„Mich?" zitterte es von den erdfahlen Lippen. „Mich? — Das verlangen Sie von mir? Das können Sie erwarten? — Mich an seiner Seite finden?" — Das war wie ein Hauch, ein Fallen, ein Gleiten in bodenlose Tiefen.

Ihn erbarmte ihrer. Ihr Leid griff ihm ans Herz. Er mußte die Zähne zusammenbeißen. Er mußte ja seine Mission zu erfüllen suchen.

„Ja, dich, Margret," sagte er ernst, drängend, zwingend. „Dich! — Nur du kannst ihn aufrichten, stützen, halten. Du allein! Er ist immerhin ein Mensch. Und er ist dein Mann. Neben ihm stehen sein Bruder, seine Schwägerin, seine Neffen und Nichten, ehrliche und strebsame Leute, die alle den gleichen Namen tragen."

Da stöhnte es aus todwunder Brust:

„Ich kann es nicht. Ich — kann — es — nicht!" — Und gehetzt jagte es ihm entgegen: „Ich hab' es versucht! Ich hab' es gewollt! Es ging nicht! Es war ein Verrat an meiner Liebe zu dir. Am Heiligsten, was ich habe. — Und dieser einen Stunde wegen, nein — dieses einen Gedankens wegen trag' ich die brennendste Scham in Herz und Gewissen schon jahrelang."

„Und doch, Margret! Doch solltest du ihm die Hand reichen."

„Wenn ich doch nicht kann, Sohr!" schrie sie auf und flehentlich bat sie: „Hab' doch Mitleid mit mir! Hab' nur ein wenig Achtung vor meinem Schmerz, vor meinem grenzenlosen Herzeleid. — Du kennst die Eiseskälte nicht, die aus der Mißachtung erwächst, kennst den Ekel nicht, der einen ersticken kann. — O Gott, ich war so froh, so glücklich die Tage, die Wochen. Und jetzt?!"

Bitterlich weinend vergrub sie das Gesicht in die Hände.

Sohr saß erschüttert diesem Leid gegenüber. Sie war ihm eine Schwester. Sie liebte ihn immer noch, würde nicht aufhören, ihn zu lieben. Und er mußte ihr weh tun. Mußte! Mußte!

Es — war — so — schwer!

Er trat leise zu ihr. Er nahm ihre Hand. Zog sie herab.

„Margaret! — Liebe Margaret", das war so weich gesagt, so tief, so lieb. „Margret— sieh mich an."

Sie hob ihr tränenfeuchtes Antlitz zu ihm auf. Es war um Jahre gealtert. Und Sohr erschrak.

Und doch sagte er:

„Ich kann dich nur auf den verweisen, der dort über der Vitrine hängt. Hebe deine Augen auf zu dem, von dem die Hilfe kommt. — Du trägst die Dornenkrone nicht allein. Wir alle tragen sie. Ich auch. — Der dort lebte uns ein Gethsemane. Zum Trost der Schwachen. „Herr, laß den Kelch an mir vorübergehen", bat auch er. Und — trank — ihn — doch! Er trug sein Kreuz nach Golgatha. Um fremder Schuld willen! Wir leugnen ihn und alles Göttliche in uns, wenn wir um eigner Schuld am Kreuz vorübergehen. — Zum Mahner bin ich dir gestellt, Margret. Ich bin die Ursache des Unglücks deines Mannes. Ob gewollt, ob nicht gewollt, ob direkt, ob indirekt, ist gleich. Ich bin es! Ich will mithelfen gutzumachen, ihn aufzurichten. Du aber sollst es auch."

Schwach und hilflos, wie das letzte Regen eines Widerstandes sagte Grete:

„Ich kann es nicht. Noch nicht! Laß' mir Zeit."

Da ging ein Leuchten über seine Züge und seine Augen tasteten dankend hinüber zu dem, der der Welt Sünde trägt.

„Noch nicht! Heute noch nicht", dachte er. „Doch später."

Er strich zart über das blonde Haar der leise weinenden Frau, sagte warm: „Ich komme wieder, Margret, wenn deiner Nacht ein Tag ward", und ging hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Gefrorenes Meer.

Skizze von Georg Wagener.

Schon im Sommer kümmerte sich kaum ein Mensch um die winzige Hallig. Nur ein- oder zweimal im Jahr kam ein Maler in seinem Segelboot von Husum herüber. Er hockte tagelang auf der Warf vor seiner Staffelei und malte das Haus und den grünen Rasenfleck, Hinnerk Micheels einzige Kuh und als Hintergrund das ewig wogende Meer. Abends, wenn Meta Micheel ihr Kind zu Bett gebracht hatte, saß der Maler mit den Eheleuten vor dem Hause und erzählte ihnen von der Welt dort draußen, die sie kaum noch kannten.

Doch sobald die Herbststürme wehten, zog es niemand mehr nach der Hallig hinaus. Noch einmal im Winter fuhr Hinnerk Micheel nach dem Festland hinüber, um die gelichtete Speisekammer zu füllen, dann blieben auf Monate hinaus die zerstiebenden Rauchfahnen ferner Dampfer die einzigen Grüße der Außenwelt.

So sollte es auch in diesem Winter sein. Doch plötzlich kam die Kälte und legte einen Eispanzer über das Wasser. Hinnerk Micheel sah besorgt auf die glitzernde Fläche hinaus: „Wie lange wird es dauern?" In einer Nacht sprang der Wind um, und der Sturm heulte aus Westen. Das Meer erwachte. Es sprengte das Eis, warf die Schollen gegen den Strand und türmte sie zu hohem Wall um die Hallig. Jede Fahrt nach dem Festland war unmöglich, und Meta Micheel sparte das Mehl in der Suppe.

Dann drehte sich der Wind und wehte aus Osten. Er brachte schneidende Kälte und spannte Brücken zwischen den losen Schollen im Wattenmeer. Als Hinnerk Micheel am Morgen von der Warf Ausschau hielt, sah er nur das kalte Weiß von Eis und Schnee, keine Rauchfahne und keine Möwe. Er brachte die Kuh, die dampfend im kalten Stall stand, hinüber in die wärmere Dönze. Meta sah ihm zu: „Es wird also länger dauern, Hinnerk?" — „Ich glaub's und morgen will ich über's Eis nach Husum." Er sagte das einfach, als sei es ein kleiner Spaziergang, und doch wußten beide, was es bedeutete. Dreißig Kilometer über das Eis.

Am nächsten Morgen brach er auf. Meta stülpte ihm den Ölhut über die Wollmütze und band ihm den Schal um den Hals: „Mach's gut, Hinnerk!" Sie sah ihm kurz nach, als er über den Eiswall kletterte, dann hörte sie ihr Kind in der Stube rufen und ging in das Haus zurück.

Hinnerk Micheel begann den Kampf mit dem Eis. Meterhoch lagen die Schollen übereinander, und er mußte sie überklettern oder umgehen. Oft glitt er aus. Nur unendlich langsam kam er vorwärts. Die bleiche Wintersonne stand schon im Süden, und noch immer sah Hinnerk Micheel, wenn er sich wandte, die ferne Rauchsäule seines Schornsteins dort hinten vor dem blauen Himmel stehen. Drei, vier Stunden lang diente sie ihm als Wegweiser.

Dann kam wieder ein eisiger Wind aus Osten auf, und der Rauch zerstob. Aufs Geratewohl kämpfte er sich weiter der Küste zu, Schritt um Schritt, endlos langsam. Dreißig Kilometer. Acht Stunden hatte er für den Weg gerechnet, doch als die Sonne dunkelrot hinter Nebelwänden untertauchte, sah er noch nichts vom Land. Noch fühlte er keine Angst. Er kletterte weiter über Schollen und Eiswälle, lief dann und wann über freie Flächen und hoffte, die Nacht werde ihm die Lichter der Küste weisen. Doch die Dunkelheit kroch über das erstarrte Wattenmeer herauf, und Hinnerk Micheel sah noch kein Feuer, keinen Schein.

Die Sterne schimmerten hell, und der große Bär zeigte nach Norden. Eine Stunde lang wies er dem Mann den Weg, doch das Land lag noch fern. Dann erstickten die Sterne in Wolken und Nebel. Einzeln zuerst, jetzt immer dichter fielen die Flocken, bis der Schneesturm über das Eis fegte. Hart und schneidend prallten die Kristalle gegen Hinnerk Micheels Gesicht, hafteten an Brauen und Wimpern und blendeten ihn, wehten ihm in die Ärmel und fuhren unter den dicken Rock. Ohne Richtung, halb blind stolperte er über das Eis, stieß sich an hochgetürmten Schollen, die plötzlich vor ihm standen, kletterte mit steifen Fingern über die Eiswälle, fiel schwer und raffte sich mit verbissener Wut wieder auf.

Die Zeit verrann. Hinnerk Micheel wußte nicht, waren Minuten vergangen, seitdem er zuletzt schwer auf die Brust gefallen und das Gesicht auf dem Eis zerschunden, oder Stunden. Gedankenlos tappte er weiter durch das Dunkel. Bald glaubte er das Schwingen einer fernen Glocke zu hören, bald kreischten Möwen in seine Ohren. Dann krachte der Schuß einer Rakete, Wellen schlugen plätschernd gegen den Strand, und sein Kind im Haus auf der Hallig rief nach ihm. Keuchend blieb Hinnerk Micheel stehen und horchte. Als die Stille lautlos auf ihm lastete, da wußte er, daß seine Nerven zu versagen begannen. Er stolperte er weiter, rannte und schrie vor Wut und quälender Angst.

Dann war da plötzlich der andere. Zehn, zwölf Meter neben ihm huschte er über das Eis. Eine graue Gestalt, lautlos und geisterhaft. „Wer bist du?" brüllte Hinnerk Micheel ihn an und blieb zitternd stehen. Da stand auch der andere und schwieg. Sein Schweigen war grauenvoll. Es würgte dem Verirrten mit eisigen Fäusten die Kehle und trieb ihm die Augen aus den Höhlen. In wahnsinniger Flucht raste Hinnerk Micheel weiter, und neben ihm flog der andere schweigend und drohend. Und dann wußte der Gehetzte: „Das ist der Tod!" Der Kampf schien ihm nutzlos: „Du kannst ihm nicht entkommen." Doch der Lebenswille riß ihn wieder hoch: „Weiter, weiter!"

Da fiel er auf die Knie, und der andere stand neben ihm. Hinnerk Micheel sah den grauen Mantel flattern, die Augenhöhlen malten dunkle Flecken in das weiße Knochengesicht, und die Zähne grinsten. Der Gequälte brüllte vor Angst. Er raffte sich hoch, schloß die Augen und sah doch noch immer den Fürchterlichen neben sich. Blind stürzte er weiter über das Eis. Und plötzlich riß ihm eine Faust den Ölhut vom Kopf. Er fiel und lag mit dem Gesicht im weichen Schnee. Er wartete auf das Ende, auf die Knochenfinger, die ihn erwürgen mußten.

Das Warten wurde ihm zur Ewigkeit. Sein Leben schoß in bunten Bildern an ihm vorüber, und zuletzt sah er die Hallig. Sie lag tot und verlassen unter Schnee und Eis, und der Schornstein rauchte nicht mehr. Er trat in die Dönze. Da sah er die Kuh. Sie war erfroren und steif. Er öffnete die Kammertür, und im Wandbett lagen Meta und das Kind. Verhungert. Dann wunderte er sich, daß er nicht klagte. Er legte sich ruhig neben die tote Frau und schlief. Und der Fürchterliche neben ihm hatte alles Grauenhafte verloren. Er fuhr dem Schlafenden mit warmer, weicher Hand über die Stirn: „Ich bin dein Erlöser." — —

Der Wintermorgen lachte aus blauem Himmel auf die verschneite Küste und auf das vereiste Wattenmeer hinunter. Da kam der Maler aus Husum im dicken Pelz an den Strand und ging auf das Eis hinaus: „Herrliche Natur. Sieh dir das Schauspiel an, du Malersmann, und merke dir alles für dein neues Bild, für das „Gefrorene Meer"." Er atmete froh und sprang über Schollen und Blöcke, stand minutenlang still und staunte.

Da fand er einen Menschen. Der lag unter einer Scholle, die weit in das Leere hinausragte, und neben ihm ein Ölhut. Er kniete nieder und wandte den Körper im steifgefrorenen Rock: „Hinnerk Micheel!" Er riß die Jacke auf und legte sein Ohr auf die Brust: „Es schlägt noch! Leise, ganz leise." Da warf er seinen Pelz auf das Eis, hob den schweren Körper auf die Schulter und hastete zum Strand hinüber: „Herrgott, laß ihn leben!"

Hinnerk Micheel blieb am Leben. Als er am Abend aus seinem Totenschlaf erwachte, griff er mit den verbundenen Händen neben sich: „Meta?" Da saß der Maler an seinem Bett: „Sie ist wohlauf. Vor zwei Stunden sah ich sie vor dem Hause stehen, als unser Flugzeug deine Hallig überflog. Wir warfen ihr Vorräte hinunter und einen Brief, daß du erst kommen wirst, wenn das Eis geschmolzen." — „Und der Tod? Wo ist der Tod, der neben mir lief?" — „Wir haben ihn verjagt, Hinnerk Micheel, und es war Zeit."

Die Fliege.

Skizze von Reinhold Eichacker.

Margot faßte Klaus Trolls linken Arm, als der Diener hinaus war. Ich habe auf dich gewartet!" hauchte sie zitternd. „Ich wagte mich nicht in das Zimmer da drüben — allein — ohne dich — meine Angst . . ." Ihre Stimme versagte vor innerem Grauen. Ihr Blick streifte flackernd die hintere Tür, bevor er den Mann traf.

„Närrchen!" wehrte er ab und strich über ihr Blondhaar. Er reckte sich selbstbewußt in den schlanken Hüften. „Wovor hast du Angst? Lachhaft. Komm mit — hinüber!"

Und doch war er blaß, als er schnell ins andere Zimmer ging. Er hörte, wie Margot ihm aufschluchzend folgte.

Das Zimmer war spärlich von Kerzen erleuchtet. Schwarze Vorhänge an Fenstern und Wänden verschluckten den Laut der hingleitenden Schritte. Mitten im Raum stand die hölzerne Bahre. Ein fader Geruch strömte aus bunten Blumen, mit denen das Leichentuch flüchtig bedeckt war.

Klaus Troll zog den oberen Stoff etwas seitlich. Der fiel herunter. Das weiße, unheimliche Antlitz des Toten wuchs grell in das Zimmer.

„Klaus!" Margots Finger zitterten nach einer Stütze. Sie fand nur Trolls Arm, den sie stöhnend umkrampfte. „Ich kann ihn nicht ansehen!" Sie preßte den Rücken der Hand vor die Augen. „Gräßlich! Gräßlich! Das starre Gesicht — und die Wunde! Ich sterbe . . ."

Trolls Stimme klang unwirklich, obwohl sie beherrscht war. „Tote reden nicht mehr. Tote sind ungefährlich. Laß ihm seine Ruhe." Er bohrte den Blick trotzig vor sich ins Dunkel. Sie wimmerte leise.

„Glaubst du wirklich?" flüsterte sie nach durchweinten Minuten. „Glaubst du wirklich, daß er sich nur aus dem Grunde erschoß — weil — er vor dem Bankerott stand? — Klaus! — Sprich doch! Nur deshalb . . .?"

„Was für einen Grund soll er sonst gehabt haben?" Es kam rauh und feindlich.

Sie rang ihre Hände. „Wenn er gewußt hätte — ahnte — daß wir ihn — betrogen — Wenn er etwas wußte . . .!"

„Er konnte nichts wissen." Trolls Stimme war heiter. Er tat einen Schritt näher gegen die Bahre. „Er konnte nichts wissen!" Es war wie ein Kampfruf. „Und wenn er es wußte — dann wird er jetzt schweigen."

„Ewald! Ewald!" jammerte Margot.

„Was rufst du ihn, jetzt, wo er schon tot ist? Im Leben fragtest du niemals nach ihm. Wir liebten uns. Ihn hast du niemals geliebt."

„Ewald!" kam es noch einmal, wie letztes Ertrinken.

„Es ist das Recht des Stärkeren, im Leben zu siegen. Und ich war der Stärkere, vor deiner Liebe. Er hat seine Ruhe — und kann uns nicht hindern."

Mit zischendem Angstlaut sank sie in die Knie.

„Da! Da!" schrie sie auf, wie von Sinnen vor Grauen. „Da — vorne — die Wunde . . . . .!"

Troll folgte dem Finger, der steil geradeaus wies. Auch er sah den schwarzen Fleck jetzt auf der Wunde. Der Punkt schien zu leben, schien leise zu atmen . . . Gerade dort, wo der Schuß in die Schläfe gegangen, saß stumm etwas Dunkles, ein Tier — eine Fliege — dick, — fett, — unbeweglich . . .

Troll strich mit der Hand durch die Luft. „Eine Fliege, — nichts weiter."

Der dunkle Punkt saß immer noch auf der Wunde. Erst als Troll ein Tuch hob, um die Fliege fortzuwischen, flog sie um die Kerzen, mit drohendem Brummen.

„Deck das Gesicht wieder zu!" stöhnte Margot, kaum hörbar. — „Komm — komm — in das Leben!" Wie gehetzt floh sie über die Schwelle, ins blendende Tageslicht des eigenen Zimmers.

„Du bist so nervös!" meinte Troll, leicht verärgert. „Denk jetzt an das Leben und an unsere Liebe! Du solltest zu schlafen versuchen, bevor man — ihn abholt."

„Schlafen!" weinte sie lautlos. „Jetzt schlafen! Ja, kannst du denn schlafen? Nach dem, was geschehen?"

„Ich wüßte nicht, warum nicht", trotzte er. „Sterben müssen wir alle."

Er ging rasch hinaus und zog heftig die Tür zu . . .

Als er daheim seine Wohnung betrat, drang ihm süßer, fader Geruch in die Lunge. Er riß beide Fenster auf und schöpfte Atem. Dann ging er zum Schreibtisch und setzte sich ermüdet. Der Totenbesuch war ihm doch auf die Nerven gegangen. Das fühlte er deutlich. Und Margots Gewissen. Pah — er zweifelte keinen Augenblick, daß Ewald sich ihretwegen erschossen. Weil er ihre Untreue aufgedeckt hatte. Es entsprach Ewalds Art nicht, um Liebe zu kämpfen. Er war viel zu weich. Schlich sich eher davon, — stumm, ohne zu klagen. Was man von Bankerott klatschte, war ja nur Unsinn. Die Firma stand sicher. Das mußte er als Ewalds Teilhaber wissen. Und war es nicht gut so, daß er aus der Welt gegangen? Nun war Margot frei. Niemand brauchte zu heucheln. Wie sehr ihm das ganze Versteckspiel schon immer verhaßt war! Tote hindern nicht mehr! — dachte er, um sich schauend, als suche er Gegner. Er sah nur den Schreibtisch, auf dem jetzt die Post lag. Er rückte den Sessel, um sie durchzulesen. Aber der Arm sank ihm abwärts, matt, schwach — wie gelähmt . Grauen hielt seine Augen. Dort vor ihm — hoch auf einem Stapel von Briefen — saß sie . . ., Ewalds Fliege — fett, zäh, — unbeweglich —, und starrte ihn an, aus unzähligen Augen!

„Weg! Fort!" zischte er. Doch das Tier rührte sich nicht. Er quälte sich zu einem künstlichen Lachen. „Quatsch! Unsinn! Verrückt! — Eine einfache Fliege — wie Tausende von Fliegen. — Fort!" schrie er in plötzlicher Wut und schlug wild nach dem Tiere. — Es war schon verschwunden. „Lächerlich!" machte er, sich selber tadelnd. Er ging durch das Zimmer und zwang sich zur Ruhe. — „Ich werde nervös. Eine einfache Fliege!"

Er blieb vor dem Spiegel stehen und sah unbewußt seine eigenen Züge. Ein bleiches, durchwachtes Gesicht stand im Glase. Das war er wohl selber. Jetzt — riß der Mann vor ihm auf einmal den Mund auf, — als wolle er schreien . . . in jähem Entsetzen . . . Geweiterte Augen starrten ihn an. Ein kaltes Gefühl lief ihm über den Rücken. Er sah sein Gesicht zitternd vor sich im Spiegel —, und auf seiner Schläfe — dort drüben — im Glase — saß lauernd die Fliege —, die Fliege des Toten — dick — stumm — ohne Regung . . .

Mit einem erstickten Laut drehte er sich nach der Tür, die sich leise geöffnet. Er sah Margot stehen, mit bettelnden Augen.

„Ich hatte so Angst!" bat sie, schuldbewußt lächelnd. „Nicht böse sein, Klaus! Nur, wenn du wieder bei mir bist, dann fürchte ich nichts mehr. Ich mußte dich sehen — dich, weil du so stark bist . . ."

Ein wilder Trotz wechselte jäh seine Furcht ab. „Ja! Ja!" schrie er und riß sie irr in die Arme. „Ja, ich bin der Stärkere. Ich bin der Sieger. Ich lebe — ich liebe — verflucht wer mich hindert!" — Mit wirrem Blick suchte sein Mund ihre Lippen. Es war — nur ein Keuchen . . . Er taumelte rückwärts. Ihr roter Mund blühte ihm bebend entgegen — in brünstiger Sehnsucht . . . doch auf ihm saß drohend und stumm — eine Fliege . . .

— — „Merkwürdig!" meinte der Polizeikommissar, als der Arzt seine Voruntersuchung beendet. Er deckte das Tuch wieder über die Leichen. „Er muß erst sie und dann sich erschossen haben."

„Und sicher im Wahnsinn", bestärkte der Doktor. „Sehen Sie nur die Verfassung des Zimmers! Schreibtisch, Spiegel, Bett Wände — zerschlagen und verwüstet. Das typische Bild alles vernichtender Tollwut. Der Schuß des Revolvers war da fast Erlösung."

Er wies auf die Wunde an Trolls rechter Schläfe.

„Ach! Weg!" machte er, eine Fliege verscheuchend, die tief in der Wunde saß, in der noch Blut stand.

Sie flog durch das Zimmer und setzte sich lautlos von neuem auf das Leintuch, fett, zäh, unbeweglich — starr — wie ein Geheimnis . . .



Bunte Chronik



* **Wenn die Petroleumquelle brennt.** Vor einiger Zeit geriet in Rumänien eine reiche Petroleumquelle in Brand — riesiger Schaden, nämlich für 50 Millionen Lei wurde angerichtet. In den meisten Fällen steht der Mensch dem Rasen des Feuers machtlos gegenüber, denn man kann ja Petroleum nicht mit Wasser löschen. In Amerika hat man häufig zu einem radikalen Mittel gegriffen: Die brennende Ölquelle wurde durch eine kräftige Ladung Dynamit gesprengt. Manchmal genügte die Kraft der Explosion, die Flammen zu ersticken; in anderen Fällen aber brannte die Petroleumquelle wochen-, ja, monatelang fort. In Neu-Mexiko hat man in jüngster Zeit ein anderes Verfahren angewendet. Auf dem Santa Fé-Ölfeld war eine ergiebige Quelle in Brand geraten; die Hitze, die dieser brennende Geiser entwickelt, genügt, Stahl zum Schmelzen zu bringen. Zunächst pirschten sich ganz in Asbest gekleidete Männer hinter Stahlschutzschilden so nahe wie möglich an die brennende Petroleumsäule heran und gruben Querschächte, um einen Teil des hervorsprudelnden Petroleums abzulenken. Dann wurde ein eigens für diesen Zweck gebauter riesiger Schornstein mit einem großen trichterförmigen Untersatz — alles wog zusammen 5 Tonnen! — wieder unter dem Schutze von Asbest und Stahl schnell über die brennende Quelle gestülpt. Sofort schossen die Flammen oben heraus. Ein Mann drosselte langsam die Ölzufuhr ab. Gleichzeitig wurde durch ein anderes Rohr das unverbrannte Öl abgeleitet, damit nicht das schwere Gerät durch eine Explosion in die Luft geschleudert würde. Schließlich wurde auch jeglicher Luftzufuhr unterbrochen — die Petroleumquelle war sozusagen in ihrem eigenen Öl erstickt worden!

*

* **Riesen-Fastnachtswürste.** In vielen deutschen Städten veranstalteten die Handwerker in der Fastnachtszeit Umzüge, wobei es hoch her ging. Bei diesen waren auch immer die Fleischer beteiligt. Diese stellten gewöhnlich zu dem Umzuge eine große Wurst her, die dann beim Umzug mitgeführt wurde. So hatten die Fleischer in Königsberg im Jahre 1583 eine Fastnachtswurst hergestellt, die 596 Ellen lang war und 434 Pfund wog. Im Jahre 1601 war die Fachnachtswurst der Königsberger Fleischer noch größer. Sie maß 1005 Ellen und hatte ein Gewicht von annäherund 900 (neunhundert) Pfund. Zu Fastnachtswürsten in dieser Größe, die von sämtlichen Angehörigen des Fleischergewerks getragen werden mußten, haben es die Fleischer in anderen Städten meistens nicht gebracht. Nur Nürnberg machte hier einmal eine Ausnahme. Die Fleischer dieser Stadt trugen bei ihrem Faschingsumzug im Jahre 1658 auch eine Riesenwurst. Sie hatte die Länge von 658 Ellen und wog 514 Pfund. Diese Fastnachtswürste wurden dann nach dem Umzug bei einem gemeinschaftlichen Schmaus verzehrt, wozu die Bäcker öfter eingeladen wurden, die dann Brötchen, Brezeln und anderes Gebäck lieferten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.